

Die Inventaritis wird zum Selbstzweck

Von **Christian Schmidt**

Wie viel Natur besitzen wir? Wie viel Kultur vererben wir? Inventare im Dutzend geben darüber Auskunft. Doch helfen sie wirklich, das Inventarisierte zu erhalten?

Gut möglich, dass unter der Papiermühlestrasse 172 in Ittigen bei Bern ein Biotop begraben liegt, kein bedeutendes, sonst wäre es geschützt, aber dennoch: ein Stück Magerwiese mit Margeriten und Wiesensalbei. Die Annahme drängt sich auf, weil vor der neu gebauten Holzfassade des Bundesamtes für Umwelt (Bafu) ein paar kürzlich gesäte Quadratmeter Heuwiese stehen, mittels Zaun von der wachsenden Agglomeration abgegrenzt, in der Mitte ein künstlicher Tümpel mit Verlandungszone und allem, was der Mensch der Natur abgeschaut hat und ihr nun injiziert, als liesse sie sich damit wiederbeleben.

Wer im Bundesamt nachfragt, ob die Installation von Ersatznatur die Antwort auf den Rückgang der Naturnatur sei und ob diese Verlegenheitslösung – wie vieles andere – nun auch inventarisiert werde, stösst auf misstrauische Gesprächspartner. Dabei liefert das Bafu selbst Anlass für diese Annahme, mit einer Publikation, die die in der Schweiz existierenden nationalen Natur- und Landschaftsverzeichnisse auflistet.

Das Inventar der Naturinventare

Das Inventar der Inventare ist beeindruckend: Bundesinventar der Moorlandschaften; Bundesinventar der Hoch- und Übergangsmoore, der Flachmoore und der Auen von nationaler Bedeutung; Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung; Bundesinventar der Wasser- und Zugvogelreservate; Bundesinventar der Jagdbanngelände; Inventar der Amphibienlaichgebiete; Inventar der Trockenwiesen und -weiden; Inventar der rechtskräftig geschützten Naturschutzgebiete der Schweiz.

Eine lange Liste. Und sie wird noch viel länger, nimmt man dazu, was auf regionaler und kommunaler Ebene erfasst wird; allein im Kanton Zürich bestehen 130 Naturschutzinventare. Das macht den Anschein, als seien die Bestandesaufnahmen tatsächlich eine effektive «Grundlage für die Umsetzung der Natur- und Heimatschutzgesetzgebung», wie Evelyne Marendaz definiert, Leiterin der Abteilung Artenmanagement beim Bafu. Es sieht aus, als hätten sie als Instrument tatsächlich «ein grosses Potenzial» und seien ein probates Mittel, um die noch nicht zerstörten, noch nicht ausgeräumten und noch nicht überbauten Biotope unter gesetzlichen Schutz zu stellen und sie so dem menschlichen Zugriff zu entziehen.

Das grosse Potenzial ist allerdings nicht so gross. 45 Jahre nachdem die nationalen Natur- und Heimatschutzorganisationen aus Sorge um die Landschaft die Aufnahme des ersten Inventars angeregt haben und 30 Jahre nach der sensationellen Volksabstimmung über das Moor von Rothenthurm traut sich Bafu-Vizedirektor Willy Geiger bezüglich des Zustands der Natur nur mit der zögerlichen Feststellung an die Öffentlichkeit, dass «die Investitionen in die Schutzmassnahmen auf eine gewisse Verbesserung hindeuten».

Von den 525 auf dem Papier geschützten Moorlandschaften sind aber nur zwei Drittel wirklich unter Schutz. Eine vom Nationalrat in Auftrag gegebene Untersuchung kommt zum Schluss, dass bezüglich der 162 Landschaften von nationaler Bedeutung das Schutzziel «insgesamt nicht erreicht» wird. Zusammengefasst: 80 Prozent der natürlichen Lebensräume in der Schweiz sind verschwunden; jede zweite Art ist potenziell vom Aussterben bedroht.

Anstatt zu bewahren, dokumentieren die Inventare den fortschreitenden Niedergang. Zwar würde es ohne sie «noch schlimmer aussehen», sagt Hans F. Schneider, beim Bafu verantwortlich für das Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung. Doch das ist positives Denken aus dem Minusbereich. Grund sind die ungenügenden Umsetzungsmöglichkeiten, mit denen sich das Bafu im Alltag konfrontiert sieht.

Dankbar ist man deshalb im Amt, dass trotz des wenig freundlichen politischen Umfelds kürzlich eine – zeitlich befristete – zusätzliche Stelle gesprochen wurde, um den inventarisierten Landschaften zu mehr Nachachtung zu verhelfen. Dankbar muss auch Evelyne Marendaz als Artenmanagerin sein, dass schweizweit 14 Quadratkilometer Firmengelände in neu angelegte Biotope verwan-



Natur und Kultur: Amphibien sind inventarisiert und bedroht; das Bundesarchiv hingegen gedeiht prächtig.

delt werden konnten, während weiterhin und ungebremst jede Sekunde ein Quadratmeter Boden überbaut wird. Dankbar müssen wir alle sein, dass der Ständerat sich am 2. Oktober für die Finanzierung von neuen National- und Regionalparks ausgesprochen hat – auch wenn es sich nur um zehn Millionen Franken handelt.

Es ist eine mit zusammengebissenen Zähnen bekundete Dankbarkeit. Denn den Inventaren droht eine Gefahr, über die man an der Papiermühlestrasse nicht einmal laut spricht, um sie nicht hinaufzubeschwören: Wie lange dauert es, bis in der Schweiz gegen deren gesetzliche Verankerung auf dieselbe Art geschossen wird wie zurzeit gegen das Verbandsbeschwerderecht? «Schluss mit der Verhinderungs-politik – Mehr Wachstum für die Schweiz» heisst die von der FDP eingereichte Volksinitiative gegen die Möglichkeit der Umweltverbände, bei Gefahr in das Bewilligungs-prozedere eingreifen zu können.

Die Angst, dass dieses Feuer übergreift und das bereits schwächelnde Instrument der Inventare noch mehr schwächt, ist real. Im Zeichen der allgemeinen Sparbemühungen lassen sich die aufwändig realisierten Schutzvorschriften nicht nur als überflüssig geisseln, sie lassen sich auch leicht als Arbeitsbeschaffung für arbeitslose Biologen brandmarken, die nichts mehr tun, als im Zählen zurückgehender Bestände ein Ventil für ihren Ärger über den Niedergang der Natur zu finden.

Und gegen diese Interpretation kann nicht einmal viel eingewendet werden: Die Inventare sind eine Notbremse ohne Handgriff. Die unbefriedigenden Umsetzungsmöglichkeiten haben die Natur flächenmässig inzwischen so reduziert und zerstückt, dass sie kaum mehr jene kritische Masse erreicht, die sie zur Selbsterhaltung braucht. So verkommt die Inventaritis gezwungenermassen zum Countdown, der sich weiterhin dem Nullpunkt nähert, ohne dass wir uns wirklich beeindruckt zeigen.

Die Flut der Kulturgüter

Ganz anders im Bereich Kultur. Auch sämtliche kreativen Leistungen der Gesellschaft werden buchhalterisch aufgearbeitet. Doch hier muss grundsätzlich nicht der Niedergang verwaltet werden, sondern es gilt den Überfluss zu bezwingen. Neben historischen Gärten und schützenswerten Ortsbildern wird von Bahnhöfen über Fundmünzen bis zu Strassennetzen alles inventarisiert, was der Geist hergibt. Die neuste Sammlung in der Sammlung: Ende September haben die Kantone Freiburg und Bern ihr Inventar der militärischen Denkmäler präsentiert, insgesamt 77 Panzersperren, Bunker, Sprengobjekte und Festungen.

Wie gross der Überfluss ist, zeigt sich besonders deutlich anhand von Akten und anderen Schriftstücken – es ist unser bevorzugter Leistungsausweis. Gelagert wird dieses Vermächtnis an die Nachwelt etwa in den Kellern des Bundesarchivs an der Archivstrasse 24 in Bern. Den Muff von lange nicht mehr umgeblätterten Seiten verströmend, ruht hier in langen

Schrankreihen das Gewicht der Zeit. Schachtel neben Schachtel, insgesamt 50 Laufkilometer, die sich in den letzten zweihundert Jahren angehäuft haben. «Das hier», sagt Andreas Kellerhals, Direktor des Bundesarchivs, «ist die Grundlage für die Kontinuität unseres Rechtsstaats.»

Die Memoiren des Geb Füs Bat 87

Im weltweiten Vergleich gehört die Schweiz zu jenen Nationen, die am meisten Archivmaterial pro Einwohner aufbewahren. Entsprechend wird den staatlichen Kellern alles anvertraut, was die Dachböden hergeben. In Bern sind es neben Unterlagen mit einer gesetzlichen Aufbewahrungspflicht – eine dankbare Entschuldigung für die Materiallaine – auch die Archive der Parlamentarier und Parlamentarierinnen.

Andernorts kommen Archive von lokaler Ausstrahlungskraft dazu; Beispiel Altdorf: Im Staatsarchiv des Kantons Uri lagert die Hinterlassenschaft von 150 Einzelschicksalen, zum Beispiel von Emil H. (1867–1934), Zeichnungslehrer und Heraldiker. Sein Erbe umfasst diverse Anleitungen zum Zeichnen, Notizen zum Geschlecht der Imhof von Blumenfeld und ein Heft «Vögte- und andere Wappen aus dem Tessin». Daneben liegen die Bücher der SAC-Hütte Hinterbalm ob Bristen, die Memoiren des Geb Füs Bat 87, die Aufzeichnungen des Bier-

depots Höfli, der Bruderschaft zur Beförderung guter Werke, des Komitees Westfälischer Frieden (1648) sowie die Schätze der Studentenverbindung Rusana.

Die Bewältigung der Dokumentenberge gelingt nur, wenn die Archivare Mut zur Lücke zeigen, bei Schenkungen zwischen Bereicherung und Belastung unterscheiden sowie Überschneidungen des Sammelguts vermeiden. «Mein Papierkorb ist immer relativ voll», deklariert Andreas Kellerhals programmatisch seinen Lösungsansatz.

Nur fünf bis zehn Prozent des jährlichen Ausstosses der Bundesverwaltung finden den Weg an die Archivstrasse, der Rest wird geschreddert. Trotzdem ist die Zunahme exponentiell: Einst im Bundeshaus angesiedelt, dann aus Platzgründen in ein eigenes Gebäude gezügelt und inzwischen um vier Kellergeschosse erweitert, ist das nationale Archiv bereits wieder zu klein. 2008 wird eine nächste Erweiterung nötig, genügend für knapp zehn Jahre. Für das Jahr 2020 rechnet Kellerhals bereits mit doppelt so viel Archivgut wie heute; dazu werden schätzungsweise 1000 Terabyte digitale Daten kommen, entsprechend dem Inhalt von 200 Millionen Bibeln. Die Digitalisierung löst aber nur das Platzproblem, nicht aber den Verwaltungsaufwand: Die Inventaritis verschärft sich.

Doch für wen wird gelagert? In den ehrwürdigen Lesesaal des Bundesarchivs finden im Schnitt täglich 20 Personen, die sich jeweils drei Aktenstücke ausleihen. Mit anderen Worten: Bei einem geschätzten Bestand von 100 Millionen Dokumenten dauert es 6375 Jahre, bis jedes Papier in diesem Friedhof der Gedanken auch nur einmal verlangt wird.

Sammelzwang und Todesangst

Der nationale Sammelzwang spiegelt unsere generelle «Angst vor dem Tod», interpretiert Martin Heller, der als Direktor der Expo.02 nicht weniger als 380 Laufmeter Dokumentation der Landesausstellung nach Bern zu liefern hatte, «auf Grund behördlicher Vorschrift», wie er betont. Wir wollen alle unsterblich sein; irgendwo auf Erden muss ein Beweis unserer Anwesenheit bleiben. Seltsamerweise zeigt sich diese Verlustangst aber nur im Bereich kultureller Leistungen. Sie sind zwar Basis jeder Zivilisation, erzeugen als Nebeneffekt aber nicht automatisch Verständnis und Demut gegenüber den Grundlagen, auf denen diese Kultur letztlich aufbaut.

Für die Natur fehlt uns diese Angst weitgehend. Die Umwelt ist Vehikel für die allgemeine Selbstverwirklichung und hat fraglos hinzuhalten, ihre Endlichkeit ist kein Thema. Während die Sammelwut sich als kollektives Phänomen manifestieren darf, gilt der Naturschutz immer noch als Hobby einer Sekte. So ist die Schweiz weltweit das museenreichste Land, doch bezüglich Artenschutz stellt uns die OECD ein unbefriedigendes Zeugnis aus.

Auf Dauer kann das nicht gut gehen: Der Niedergang der Natur wirkt sich auch auf die Kultur aus. Im August 2005, als das Jahrtausendhochwasser die Schweiz heimsuchte, kam es zu einer missverständlichen Warnung. Betroffen war damals unter anderem auch das Benediktinerinnen-Kloster St. Andreas in Sarnen, wo die starken Regenfälle Musikmanuskripte, Handschriften, Skulpturen, Ölbilder und Textilien unter Wasser setzten.

Die grösstenteils aus dem Mittelalter stammenden Schätze lagerten auf Grund ihrer Unerstetzbarkeit in einem erst kürzlich und aufwändig gebauten Kulturgüterschutzraum, der als hochwassersicher galt. Doch die Melchaa – mit Quelle in einem Unesco-Biosphärenreservat – sprengte ihre Dämme, worauf sich die Fluten in den unterirdischen Bunker ergossen. 1,90 Meter stand das Wasser, als die Feuerwehr nach drei Tagen ein Guckloch in den Beton bohrte.

Eine Natur, die aus ihrem nach menschlichem Gutdünken korrigierten Bett sprang, traf auf eine Ansammlung von Kulturgütern, die an einen nach menschlichem Gutdünken gebauten sicheren Ort gebracht worden war. Geblieben ist von zahllosen Objekten nur die Erinnerung, zerstört von einer Natur, von der ausser einer Inventarnummer nicht viel geblieben ist.

Anstatt zu bewahren, dokumentieren die Inventare den fortschreitenden Niedergang.

Wir wollen alle unsterblich sein; irgendwo muss ein Beweis unserer Anwesenheit bleiben.